

Harro Füllgrabe

Mission: Abenteuer

Als Extremreporter um die Welt

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2011

© 2011 ProSieben www.prosieben.de
Lizenz durch MM MerchandisingMedia GmbH
www.merchandisingmedia.com
© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv und Fotos Innenteil: © Harro Füllgrabe
Copyright Weltkarte: © Andreas Haertle – Fotolia.com
Foto S. 115: © Oliver Korać
Gesetzt aus der Galliard
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-462-04363-1

Die Götter sind auf unserer Seite

Scherentänzer in Trance



Eines meiner beeindruckendsten Abenteuer beginnt um halb vier Uhr morgens mit dem Klingeln des Weckers. Vor dem Hotel in Lima wartet Andres Lares. Er will mit uns hinauf in die Anden fahren. Auf der Fahrt stockt der Motor immer wieder und spuckt schwarze Rauchwolken aus, aber er hält durch und nach vier Stunden erreichen wir unser Ziel, die Passstraße Abra de Anticona im südlichen Andenhochland, auf einer Höhe von 4818 Metern. Hier verläuft auch die Trasse der Peruanischen Zentralbahn, der höchsten Eisenbahnlinie der Welt. Steif und müde klettern wir aus dem Wagen und folgen Andres zu einer kleinen Gruppe wartender Männer.

Carlos, Lucio und Jaime sind mit einem anderen Wagen gekommen und begrüßen uns herzlich. Zusammen mit Andres sind hier jetzt zwei »Danzantes de Tijeras« (Scherentänzer) und zwei Musiker versammelt. Andres spielt die Geige, Jaime die Harfe, Carlos

und Lucio werden tanzen. Die »Danza de Tijeras« ist ein Schamanentanz, bei dem die Tänzer mit einer Art Schere in den Händen zum Rhythmus der Musik klappern.

An einem See, von hohen, schneebedeckten Gipfeln umgeben, finden wir den idealen Ort für die Filmaufnahmen. Jetzt kann es losgehen. Carlos, der als »Danzante« den Künstlernamen »Llaspa« trägt, soll mich in die Hintergründe des sagenumwobenen Tanzes einführen, dessen Ursprünge weit in der Vergangenheit liegen. Schon zu Zeiten der Inkas sind Scherentänzer durch die Anden gezogen und haben mit ihren Ritualeln die Götter der Berge, des Himmels und von Mutter Erde um ihre Unterstützung gebeten.

Carlos und Lucio ziehen sich um und stellen sich in ihren traditionellen Gewändern an den Straßenrand. Auch die beiden Musiker, Andres und Jaime, streifen ihre Ponchos über. In ihren weißen Kostümen, die mit knallbunten Stickmustern, Kordeln und Pailletten versehen sind, fallen sie in der kargen Hochanden-Landschaft sofort auf. Alle, die an dieser kleinen Truppe vorbeifahren, hupen ihnen freundlich zu, winken oder halten sogar an, um ein Foto mit ihnen zu machen. Bis heute genießen die Scherentänzer höchstes Ansehen in der Bevölkerung – sie sind richtige Heilige.

Nachdem wir die Begrüßungsszene abgedreht haben, reicht mir Llaspa ein buntes Tuch, welches er in landestypischer Weise zusammengeschnürt hat: als traditionellen Tragebeutel, einem Rucksack nicht unähnlich, in welchem die Opfergaben für die Götter transportiert werden. Wir marschieren los, immer in

Richtung der schneebedeckten Berggipfel, die steil vor uns in den klaren blauen Himmel ragen. Andres geht mit seiner Geige voraus, gefolgt von Llaspa, dann komme ich, nach mir Lucio, der andere Tänzer, und Jaime, der seine mannsgroße Harfe mitschleppt. Wir klettern auf über 5000 Meter Höhe und bereits nach kurzer Zeit hechle ich wie ein Mops mit Asthma. Der Kameramann trägt keuchend die knapp 14 Kilogramm schwere Kamera und macht immer wieder halt, um Bilder von unserer kleinen Karawane zu machen.

Schließlich gibt Carlos ein Zeichen und bittet uns, stehen zu bleiben. Nun gilt es, den idealen Ort für die Opferzeremonie zu finden. Diese muss an einem Fels stattfinden, es soll jedoch keine große Erhöhung sein, da man den Göttern seine Unterwürfigkeit zeigen will und sich nicht mit ihnen auf eine Stufe stellen darf. Nur so seien die Götter einem gewogen. Als die perfekte Stelle gefunden ist, darf ich meinen Rucksack abstellen und die Opfergaben ausbreiten: eine flache Lehmschüssel, in der das rituelle Feuer entzündet werden soll, eine Mischung aus verschiedenen Kräutern, Duftholzspänen und weihrauchartigen Harzen, außerdem einige größere Holzscheite, deren Duft an Räucherstäbchen erinnert. Und zu guter Letzt noch eine große Flasche mit verdammt starkem Zuckerrohrschnaps und eine Flasche Wein, filterlose Inka-Zigaretten und selbstverständlich jede Menge Kokablätter.

Nachdem er einen Becher mit dem Zuckerrohrschnaps gefüllt hat, taucht Carlos alias Llaspa seinen Finger hinein und schnippt ein paar Tropfen in jede Himmelsrichtung. Das sei für die Götter, sagt er und

kippt einen Teil des Schnapses auf den Boden: »Das ist für Mutter Erde!« Er verneigt sich vor der bedrohlich wirkenden Kulisse der Berge und trinkt den Rest. Dann füllt er den Becher erneut, reicht ihn hinüber und bedeutet mir, es ihm gleichzutun. Als ich zum Trinken ansetze, spüre ich schon an dem intensiven Duft des Zuckerrohrschnapses, dass das jetzt wirklich hart wird. Ich kippe, schlucke – und ringe hustend nach Luft. Junge, das Zeug ist wirklich stark! Ich habe das Gefühl, dass mir der Alkohol sofort in den Kopf steigt. Die dünne Luft macht die Sache nicht besser. Das Opfer wird noch drei Mal vollzogen. Und obwohl ich aufpasse und die Menge sehr vorsichtig dosiere, spüre ich die unheimliche Wirkung dieses Opfertrankes: Meine Sicht ist vernebelt, ich torkle, als ich den Becher weitergeben will, und muss grundlos grinsen. Die Redakteurin und der Kameramann raten mir, nicht so viel von diesem Teufelszeug zu trinken, aber was soll ich machen? Hier heißt es ganz oder gar nicht! Entweder ich werde wirklich Teil dieses Schamanenkults oder ich kratze nur an der Oberfläche. Ich mache weiter!

Nun soll ich meine Hände zu einer Schüssel geformt vor mir halten, denn Llaspa schüttet mir einige Kokablätter hinein. Er liest mir die Zukunft aus den in meinen Händen liegenden Blättern. Sein Mienenspiel scheint zu besagen, dass bei mir so weit alles ganz gut aussieht.

Die Kokablätter haben eine dunkelgrüne Oberseite und eine etwas hellere Unterseite. Liegen die Blätter überwiegend mit ihrer dunklen Seite nach oben in den offenen Händen, ist das ein gutes Zeichen. Sind jedoch

mehr helle Unterseiten zu sehen, sieht die Sache anders aus. Außerdem gibt es da noch so etwas wie Lebenslinien und Schicksalslinien. Das habe ich aber alles nicht mehr so richtig verstanden, denn kurz danach muss wieder ein Alkoholopfer erbracht werden – mein mittlerweile viertes.

Als Nächstes stopfen wir uns die Kokablätter in den Mund und zerkaue sie, schlucken darf man sie allerdings nicht. Nachdem die Blätter zu einer Art Brei zerkaut worden sind, werden sie in eine Backentasche geschoben und dort immer wieder mit Speichel vermischt. Der Speichel sorgt dafür, dass die Wirkstoffe der Pflanze herausgespült und aktiviert werden: Nach einer Weile bewirken sie, dass man Hunger, Müdigkeit und Kälte nicht mehr empfindet.

Außerdem bemerke ich nach einer gewissen Zeit eine leichte Taubheit in Zahnfleisch und Zunge, so wie nach einem Zahnarztbesuch, wenn die Betäubung noch anhält. Getrocknete Kokablätter sollen sehr wirksam gegen die Höhenkrankheit sein, da sie die Sauerstoffaufnahme verbessern. Aus all diesen Gründen werden sie schon seit mehr als 5000 Jahren genutzt.

Dann kommen die filterlosen Inka-Zigaretten ins Spiel. Wie bei einer Friedenspfeife stoßen wir den Rauch in alle vier Himmelsrichtungen und anschließend in Richtung Boden. Für die Götter und für Mutter Erde! Auch an dieses Ritual schließt sich wieder ein Alkoholopfer an. Llaspa beginnt zu lallen, und auch ich bin nicht mehr ganz Herr meiner Sinne. Ich muss jetzt höllisch aufpassen, denn die Arbeit ist noch längst nicht erledigt.

Das Feuer zu Ehren der Götter wird entzündet. Als in der Lehmschale das Duftholz und die Kräuter-HarzMischung zu glimmen beginnen, entwickelt sich nach und nach dichter Rauch, der aus der Schüssel in den Himmel steigt. Er duftet angenehm süßlich und soll die Götter und Mutter Erde besänftigen. Jetzt ist das Kokaopfer fällig: Wir spucken die grüne Kokamasse in unsere Hände und werfen sie dann in die Schüssel, die jeder in beide Hände nehmen muss, um den Rauch in alle Himmelsrichtungen steigen zu lassen. Dabei soll der Götter gedacht werden. Nur so kann man sich ihrer Unterstützung sicher sein. Als wir den Topf wieder auf den Boden setzen, steigt der Rauch trotz oder gerade wegen des nun aufkommenden Windes in Richtung der Berge auf. Ein gutes Zeichen! Die Götter sind auf unserer Seite!

Nach einem erneuten Alkoholopfer gräbt Llaspa unmittelbar unter dem großen Felsen mit seiner Schere ein Loch in den Boden, um den letzten Opferritus vorzubereiten. Wir haben kurz zuvor aus dem großen Haufen Kokablätter die schönsten und saubersten herausgesucht. Sie dürfen nicht beschädigt sein und auch sonst keinen Makel aufweisen: Vollkommenheit ist hier verlangt. So manches Blatt, das ich zu Beginn für würdig befunden habe, findet keine Gnade vor den Experten und wird wieder aussortiert. Nach einiger Zeit aber habe ich es raus und kann mich an dem Auswahlverfahren beteiligen.

Als wir zwölf perfekte Blätter bestimmt haben, legen wir sie in das ausgehobene Loch. Paarweise angeordnet, sollen sie die Gegensätze der Andenwelt symboli-

sieren: Himmel und Erde, Schwarz und Weiß, Feuer und Wasser.

Wir fügen vier Inka-Zigaretten hinzu und opfern den ebenfalls mitgebrachten Wein. Jeder muss mit dem vollen Becher in Richtung Berggipfel prostet, mit dem Finger wieder ein paar Tropfen in die vier Himmelsrichtungen schnippen und dabei ein persönliches Gebet sprechen, mit dem wir den Beistand der Götter erbitten. Ich ahne bereits, was als Nächstes kommen wird. Und tatsächlich: Wir gießen ein wenig Wein aus dem Becher in die vier Ecken des Lochs – und müssen auch den Rest wieder opfern, indem wir ihn trinken.

Nachdem wir dieses Ritual hinter uns gebracht haben, geht es weiter in Richtung See. Inzwischen hat der Wind zugelegt, Wolken bedecken den vorher stahlblauen Himmel, und es ist deutlich kälter geworden. Doch von alldem merken wir kaum etwas: Wir müssen die Götter wirklich mit unserer Opferbereitschaft überzeugt haben.

Was dann kommt, ist in der Tat beeindruckend. Als die spanischen Eroberer vor 500 Jahren die erstaunlichen akrobatischen und magischen Fähigkeiten der Tänzer sahen, vermuteten sie sofort einen Pakt mit dem Teufel. Sie nannten die Scherentänzer daher auch »Supaypa wawan«, Söhne des Teufels, und den Tanz entsprechend »Supay Wasi Tusak«, Tanz im Hause des Teufels. Die Scherentänzer wurden verfolgt und hingerichtet, doch die christlichen Eroberer scheiterten mit all ihren Versuchen, diese uralten Traditionen auszurotten: Zu tief waren sie in der Kultur der Anden



und im Bewusstsein ihrer Bewohner verwurzelt. So suchte und fand die Kirche einen Ausweg: Die »Danzas de Tijeras« sollten nun zu Ehren Jesu stattfinden – an Karfreitag, dem Todestag Christi. Die heidnische Tradition lebte somit weiter, jetzt allerdings unter dem Mantel des Christentums.

Als wir am See ankommen, merke ich, dass ich richtig einen sitzen habe, denn unsere Redakteurin lässt mich die Moderationen nun gleich mehrmals machen, da sie der Ansicht ist, ich würde lallen, und sie hat natürlich recht! Auch Llaspa scheint die Geister ganz nah an sich herangelassen zu haben, denn er kann inzwischen

gar nicht mehr richtig reden. Er stolpert durch die Gegend und bereitet sich auf seinen Tanz und die darauf folgenden »Pruebas de sangre« vor, »die blutigen Prüfungen«, die ein Scherentänzer zu bestehen hat.

Zunächst tanzen Llaspa und Lucio mit ihren Scheren in der rechten Hand den sagenumwobenen Tanz zu den Klängen der Musik, die Andres auf der Geige und Jaime auf der Harfe spielen. Die beiden Tänzer schwingen dabei die 25 Zentimeter langen und knapp ein halbes Kilo schweren Metallstangen, die jeweils mit einem Ring am Ende versehen sind, im Takt der Musik. Das eine Ende wird mit dem Ring über den Daumen gestülpt, das andere mit dem Ring in der Handfläche gehalten. So kreuzen sich die beiden Metallstücke knapp über der Hand und sehen dann aus wie eine überdimensionierte Schere. Die schwungvolle, aber trotzdem melancholische Musik und das helle Klingeln der Metallstücke, die die Tänzer den uralten Rhythmen folgend gegeneinanderstoßen, erfüllen die Luft. Lucio ist eindeutig der bessere Tänzer, doch das liegt mit Sicherheit auch an Llaspas körperlichem Zustand. Er hat den Göttern mit Abstand die meisten Opfer dargebracht, vor allem in Form von Zuckerrohrschnaps.

Dann ist es so weit: Die »Pruebas de sangre« beginnen. Jetzt geht alles Schlag auf Schlag. Die Musik steigert sich dramatisch. Llaspa greift in einen Eimer und befördert einen lebendigen Frosch zutage. »Harro!«, ruft er so laut, dass sofort alle nur noch auf ihn blicken. Er hat den Kopf in den Nacken gelegt und hält den Frosch an den Hinterbeinen über sei-

nen weit aufgerissenen Mund. Der Frosch zappelt und schwingt hin und her, dann ist er weg. Llaspa hat tatsächlich den Frosch bei lebendigem Leibe verschluckt! Er tanzt wie in Trance weiter und greift wieder in den Eimer. Diesmal holt er gleich drei Frösche heraus und hält auch mir einen hin. Ungläublich starre ich ihn an. Oh nein!

Er schluckt noch einen, tanzt dann erwartungsvoll um mich herum, lässt sich plötzlich auf alle viere nieder und imitiert einen Frosch. Zitternd halte ich das zuckende schleimige Tier über meinen Mund und ... lasse es los! Der Frosch landet in meinem Rachen, zap-



pelt und windet sich. Die Hinterbeine schauen noch aus meinem Mund heraus. Ich versuche zu schlucken, doch nichts geht. Dann ein Würgereiz, ich huste – und der Frosch wird wieder in die Freiheit katapultiert. Ich kann es einfach nicht.

Stattdessen bringe ich lieber ein Alkoholopfer dar. Das fällt mir entschieden leichter.

Dann ist Lucio an der Reihe: Er zieht sich eine Kordel durch die Nase und holt das andere Ende aus seinem Mund wieder heraus, befestigt beide Enden an Andres' Geige, während Jaime weiter auf seiner Harfe spielt. Lucio beginnt sich langsam um die eigene Achse zu drehen, immer schneller werdend. Dabei schleudert er die Geige im weiten Bogen um sich herum, nur gehalten von der aus Mund und Nase ragenden Kordel.

Alles passiert so schnell, so plötzlich, dass es einem fast den Verstand raubt. Der See, die Wolken, der Wind, die schneebedeckten Berggipfel, die Musik, der Alkohol! Nach einer Weile, ich habe inzwischen mein Zeitgefühl verloren, bindet Lucio die Geige los, greift in einen Sack und holt eine gut anderthalb Meter lange Schlange heraus. Eine Boa.

Er nimmt ihren Kopf in den Mund und beißt zu. Dann gibt er sie mir in die Hand, holt ein Messer hervor und trennt mit nur einem schnellen Schnitt den Kopf vom Rumpf. Während sich die Schlange noch krümmt, reißt er ihr die Haut vom Leib, beißt in das warme, noch zuckende Fleisch und reicht sie mir. Ohne nachzudenken tue ich es ihm gleich und beiße hinein.

Was mache ich hier nur? Bin ich wahnsinnig gewor-

den? Die mystische Atmosphäre hat mich völlig in ihren Bann gezogen, ich bin ein Teil dieses ganzen Ritus geworden, bin kein Zuschauer mehr, sondern Teilnehmer! Ich beiße noch einmal in das zähe Fleisch. Bäh! Heute kann ich diese Aktion kaum noch nachvollziehen, geschweige denn erklären, aber ich habe es wirklich getan.

Als ich mich umdrehe, sehe ich, dass Llaspa plötzlich eine lange Leuchtstoffröhre in seinen Händen hält. Während er mich mit blutunterlaufenen Augen anstarrt, schlägt er die Glasmöhre mehrmals heftig gegen seinen Kopf. Das Glas zersplittert. Zwei größere Glassplitter bleiben übrig, einen steckt er sich in den Mund und zerkaute das Glas wild grinsend. Blut quillt aus seinem Mund und aus kleinen Schnitten in seinen Lippen. Jetzt reicht er mir das andere Stück. Wieder verdränge ich alle Bedenken – hatte ich überhaupt welche?! Ich nehme den Splitter und stopfe ihn mir in den Mund. Es knirscht laut, als ich zubeiße. Das Glas zersplittert in tausend Partikel.

Was ich da gemacht habe, lässt sich mit gesundem Menschenverstand nicht erklären. Ich war nicht mehr ich selbst und die Faszination hatte über die Vernunft gesiegt. War das Teufelswerk? Auf jeden Fall scheinen die Götter auf meiner Seite zu sein: kein Blut, kein Schmerz! Aber ich habe die Splitter natürlich nicht schluckt.

Die Musik erstirbt, ich sacke in mich zusammen. Kaputt, erschöpft, völlig fertig. Erst jetzt dämmert mir, was ich da gerade alles angestellt habe. Ich habe versucht, einen lebendigen Frosch zu verschlucken, habe

in rohes, pulsierendes Schlangenfleisch gebissen und Glas zerkaus! Diese »Pruebas de sangre« sind wirklich nichts für schwache Nerven.

Nachdem ich im grob geschätzten zwanzigsten Anlauf endlich das Fazit in die Kamera gesprochen habe, ist das Ganze auch offiziell vorbei. Ich spüre das dringende Bedürfnis, mich zu entschuldigen. Aber bei wem? Und warum?

Die »Danzantes de Tijeras« haben mich in eine völlig fremde Welt entführt. So nah bin ich einem mehrere tausend Jahre alten Ritus noch nie gekommen und werde wohl auch so schnell keine vergleichbaren Erfahrungen machen. Es ist fantastisch, in solch tiefe Sphären fremder Kulturen einzutauchen, aber auch beängstigend. Derartige Momente können einen verändern, aber auch für Neues öffnen – der Horizont wird weiter. Ob es das wert war? Eindeutig ja!

Blick in den Abgrund

Die gefährlichste Straße der Welt

Bolivien



Die Nördliche Yungas-Straße hat viele Namen – die meisten verheißen nichts Gutes – El Camino a los Yungas, El Camino de la muerte, La Carretera de la muerte, Ruta de la muerte, oder auf Deutsch: die Straße des Todes.

Die Carretera de la muerte ist der alte Handelsweg zwischen der bolivianischen Hauptstadt La Paz und der nordöstlich gelegenen Stadt Coroico in der gleichnamigen Provinz, sie ist eine der wenigen Verbindungen der Hauptstadt zum Amazonas-Regenwald im Norden Boliviens. Auf einer Länge von 60 Kilometern überwindet die Straße des Todes über 3000 Meter Höhenunterschied – höchster Punkt ist der La-Cumbre-Pass (4650 Meter). Wer diese spektakuläre Strecke heil zurücklegt, durchquert dabei auf den verschiedenen Höhenstufen fast alle Klimazonen Südamerikas: vom feucht-warmen tropischen Regenwald in den Tälern über kalte und dürre Regionen bis hin zu Eis und Schnee auf der Höhe des Passes.